Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hannovers Ende und Herr Meding. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Die Grenzboten
31

Hannovers Ende und Herr Meding.

Memoiren zur Zeitgeschichte. Von Oscar Meding (Gregor Samarow). Erste und zweite Abtheilung. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1881.

1.

Was in der Ueberschrift genannte Buch bespricht in einer Reihe von Erlebnissen des Verfassers die Vorgänge, welche das Verschwinden des Königreichs Hannover von der Landkarte zur Folge hatten, und die Versuche des Exkönigs, die durch seine Verblendung verscherzte Krone wieder zu erlangen. Der Autor des Werkes hat jenen Vorgängen und diesen Versuchen als Vertrauter des letzten Welfen auf Hannovers Throne sehr nahe gestanden, und so kann er manches neue mittheilen. Indeß werden seine Aufzeichnungen mit großer Vorsicht zu lesen sein und nur hin und wieder als Geschichtsquelle benutzt werden können, da er keineswegs immer unbefangen schreibt und zuweilen in grobe Irrthümer verfällt.

In ersterer Beziehung weisen wir nur auf seine Charakteristik des Königs Georg hin, und auf das, was er von Bennigsen sagt, in letzterer auf die Behauptung, der Minister Graf Borries habe sich vorzüglich dadurch beim hannoverschen Volke verhaßt gemacht, daß er die Verwaltung anders als bisher gestaltet habe, indem er an die Stelle der alten, sehr selbständig gestellten und durch billige Domänenpachtung reichlich dotirten Drosten abhängige und nur mäßig besoldete Amtmänner gesetzt habe. Ungefähr das Gegentheil ist die Wahrheit. Jene alte Organisation der Verwaltung wurde schon 1848 und zwar vom Ministerium Stüve aufgehoben, und Borries war nicht nur ganz unschuldig an ihrer Beseitigung, sondern hat die Mängel der Stüveschen Reform sogar wesentlich beschränkt, indem er die Amtmänner selbständiger machte und besser besoldete.

Was Bennigsen angeht, so nehmen wir dessen Standpunkt durchaus nicht in allen Stücken ein. Wenn der Verfasser ihn aber als einen Mann angesehen wissen will, den Ehrgeiz und Nichtanerkennung von Seiten der Regierung zum Oppositionsmanne gemacht hätten, so ist das nicht bloß ungerecht, sondern abgeschmackt, da jeder Hannoveraner mit einigem Gedächtniß weiß, daß Bennigsen als Beamter die besten Aussichten auf rasche Beförderung gehabt haben würde, wenn er seine politische Ueberzeugung hätte opfern wollen.

Wenn endlich die Medingschen Urtheile über den König in ihrer Gesammtheit eine Verherrlichung dieses Fürsten bilden, so wollen wir diesem Verfahren zwar seine gute Seite nicht bestreiten und wollen anerkennen, daß hier die Dankbarkeit spricht; denn König Georg hat seinem Günstling viel Einfluß eingeräumt und ihn — was bei Leuten dieser Art noch schwerer zu wiegen pflegt — viel, sehr viel Geld verdienen lassen, besonders in der Zeit zwischen 1867 bis 1870, wo es in Paris im Interesse des erloschnen Welfensternes gegen das neugeborne Deutschland zu intriguiren und zu hetzen galt. Dankbarkeit ist eine Tugend, aber die mit ihren Farben gemalten Charakterbilder gehören natürlich nicht in die Geschichtschreibung, und wenn wir hier lesen, der blinde König habe sich niemals als ein Sehender geberdet, sein Stolz auf sein Welfenblut und seine Ueberzeugung von der unnahbaren Heiligkeit seines königlichen Rechtes seien nie im persönlichen Verkehr hervorgetreten, nie habe er rücksichtslos gehandelt, nie Großmacht spielen wollen, so greifen wir uns an den Kopf und staunen über die Dreistigkeit, die solche Behauptungen angesichts von hundert für das Gegentheil sprechenden Thatsachen drucken zu lassen wagt — eine Dreistigkeit, die allerdings neben dem nicht beneidenswerthen Muthe, mit einem solchen Buche überhaupt wieder an seine politischen Sünden zu erinnern, nachdem man — wir vermutheten aus Scham — für eine Zeit in die Haut des Sensationsroman-Fabrikanten Gregor Samarow gefahren und auch in ihr befriedigende Geschäfte gemacht, nicht allzusehr Wunder nehmen kann.

Fragen wir nach dem eigentlichen Charakter des letzten Königs von Hannover, so ist in der Kürze alles, was sich darüber sagen läßt, mit dem Hinweis darauf gesagt, daß er das Blut der Welfen und der Stuarts in den Adern trug, und daß diese Mischung in den letzten sieben oder acht Jahrzehnten mehr oder minder mit Geistesstörung, Verblendung, Größenwahn, bisweilen mit offnem Wahnsinn gleichbedeutend war. Georg der Dritte, König von England und Kurfürst von Hannover, der Großvater des letzten hannoverschen Königs, war bekanntlich schon geraume Zeit geisteskrank, als er im Januar 1820 starb, und seine beiden Nachfolger waren nach den von Henry Reeve herausgegebnen Aufzeichnungen Grevilles, des Geheimschreibers des Privy Councils, mindestens sehr groteske Persönlichkeiten, bei denen oft an Verrücktheit streifende Ausbrüche der Leidenschaften vorkamen.

Georg der Vierte ließ sich nach jenen auf eigner Beobachtung beruhenden Mittheilungen Grevilles bei den unbedeutendsten Anlässen zu stallknechtsartigem

Fluchen hinreißen. Wer Staatsgeschäfte mit ihm zu unterhandeln hatte, mußte stundenlang warten, und ließ er sich nochmals melden, so brach der König in „Verdammt!" oder „Verflucht!" aus, und der Minister oder Rath hatte nur länger zu warten. „Seine Majestät," sagt Greville an einer andern Stelle, „hält jedermann entfernt von sich, und alle fürchten sich ein wenig vor ihm, obwohl er mit seinen Pagen sehr ungezwungen und familiär spricht." Wen er nicht leiden konnte, dem wünschte er mit lauter Stimme den Tod an den Hals, wie er denn einmal vor den Pagen ausrief: „Ich wollte zu Gott, daß mir einer diesen Knighton todtschlüge!" Greville setzt hinzu: „Dieser Bericht stimmt zu allem, was ich schon früher gehört, und bestärkt mich in meiner bereits lange gehegten Meinung, daß es keinen verächtlicheren, feigeren, eigensüchtigeren und gefühlloseren Hund giebt als diesen König, den man mit solcher Schmeichelei überhäuft. Er hat eine gewisse launenhafte Gutmüthigkeit, die indeß keinem guten Gefühle oder Grundsatze entspringt, ihm aber nutzt, indem er in einem Augenblicke mit geringen Kosten eine lange Schuld schlechter Aufführung zu tilgen weiß." Anderswo äußert Greville — beiläufig ein Mann vornehmster Herkunft und als Beamter der Nächste nach dem Lord Präsidenten des britischen Geheimraths —: „Eine abscheulichere Wirthschaft läßt sich nicht beschreiben als die an unserm Hofe. Jede verworfene, gemeine, unmännliche Neigung, gepaart mit Selbstsucht, Habgier und kleinlichen Ränken, ist hier zu beobachten." Die Staatsangelegenheiten erlitten oft plötzlich Stockungen, weil der König sich weigerte, Leute, gegen die er eingenommen war, vor sich zu lassen. Als Wellington ihn zur Vernunft bringen wollte, brach Georg in Wuth aus. „Die Wahrheit ist," sagte einer der höchsten Würdenträger des Landes bei dieser Gelegenheit zu Greville, „er ist verrückt." Greville aber urtheilt: „Die Wahrheit ist, daß er ein verkommnes, selbstsüchtiges, garstiges Vieh (odious beast) ist, das nicht daran denkt, etwas andres zu thun, als was ihm persönlich angenehm ist, und das keinen Begriff davon hat, daß mit der königlichen Stellung auch Pflichten verbunden sind."

Und wie dieser Onkel Georgs des Fünften war auch der andre, Wilhelm der Vierte. Schon bei seinem Regierungsantritte fürchtete man, er werde überschnappen. „Die Leute sind erschrocken," schreibt Greville, „doch wird sein Verstand wenigstens bis zum Zusammentritt des neuen Parlaments zusammenhalten." Ein paar Jahre später äußerte sich Sir Thomas Hardy, heute Staatsarchivar, ein conservativer Mann und ruhiger Beobachter, über den König dahin, derselbe scheine auf dem Punkte zu stehen, wahnsinnig zu werden, er verabscheue seine Minister und brenne darauf, Krieg anzufangen. Ein andres Urtheil aus jener Zeit schreibt ihm „die Verschlagenheit eines Narren zu, der seinen Wächtern zu schmeicheln wisse, so lange sie ihn ansähen, hinter ihrem Rücken aber grinse und ihnen mit geballter Faust drohe." Das traf jedoch nicht immer zu. Bisweilen brach die Brutalität des Königs auch im vornehmsten Kreise hervor. So bei einer Hoftafel bei der Feier seines Geburtstages. Die Herzogin von Kent saß

neben ihm, deren Tochter, die jetzige Königin Victoria, ihm gegenüber. Man trank auf seine Gesundheit. Er erhob sich und hielt vor versammeltem Hofe eine furchtbare Philippica gegen die „Person," die neben ihm sitze, die „von schlechten Rathgebern umringt und ganz unfähig sei, in der Stellung, in welche sie durch seinen Tod versetzt werden könnte (als Regentin), mit Anstand zu handeln." Er erklärte, von dieser „Person" gröblich beleidigt worden zu sein, nun und nimmer werde er solche Respectwidrigkeit dulden, und er hoffe noch lange genug zu leben, um zu sehen, daß diese „Person" nicht zur Regierung komme, sondern die Prinzessin Victoria sofort den Thron besteige. Alle Zuhörer waren wie versteinert. Die Königin sah schmerzlich betroffen aus, die Prinzessin Victoria schluchzte, die Herzogin von Kent schwieg. Am andern Tage wollte sie abreisen. Mit Mühe wurde weiterer Scandal verhütet.

Wie auch unsrer Zeit näherstehende Glieder der Familie, z. B. der Vater Georgs des Fünften, der Herzog von Cambridge, der Prinz von Wales sehr eigenthümliche Charakterzüge entwickelten, sei nur angedeutet, und von einer andern Persönlichkeit dieses Kreises schweigen wir ganz — aus Galanterie und aus Gründen, die man im Preßgesetze findet. Fast bei allen Sprossen des Hauses ließen sich Spuren des Erbübels bemerken, bei einem in dieser, bei dem andern in jener Form. Bei Georg dem Fünften trat es vorzüglich in derjenigen auf, in welcher es bei seinem Urahn Jacob dem Ersten beobachtet worden war, wenn auch modificirt durch die Manieren eines Gentleman, die der König im Unterschiede von seinen beiden oben charakterisirten Oheimen besaß, durch seine Blindheit und durch den Umstand, daß Hannover keine Insel war, sondern zwischen Preußen lag, welches damals mit der Reformation der deutschen Zustände beginnen wollte und im weiteren Verlaufe wirklich begann.

Georg der Fünfte litt an verblendeter hartnäckiger Ueberhebung, die ihn so hoch emporhob, daß er, zumal da er auch der physischen Sehkraft ermangelte, die Wahrheit nicht mehr zu erkennen vermochte. Nur selbstsüchtigen Schmeichlern sein Ohr leihend, konnte er die Wahrheit auch nicht hören. Sein einziges Licht waren die welfischen Ideen, und sie waren ein Irrlicht, das ihn zunächst der Mehrzahl der politisch denkenden und strebenden in seinem Volke entfremdete und ihn zuletzt vom Throne ins Exil führte. Die Welfenideen waren etwa folgende. Das Geschlecht der Welfen ist die älteste aller fürstlichen Dynastien der Welt, und je älter desto unfehlbarer und desto ehrwürdiger. Die Welfen waren schon Herzöge in Baiern und Sachsen, als die Hohenzollern es erst zu Burggrafen in Nürnberg gebracht hatten, und ihr edles Blut ist durch spätere Mischung mit dem erlauchten Blute der Stuarts noch vornehmer geworden, es verdient seitdem eigentlich religiöse Verehrung. Eine expreß für sie angestellte himmlische Behörde, eine Special-Vorsehung hat sich angelegen sein lassen, mit fördernder und schützender Hand für den Glanz dieser Familie von Halbgöttern zu sorgen, zeitweilige ruchlose Beeinträchtigungen zu repariren und sie so zu

stellen, daß sie „bis ans Ende der Tage" in ihrem Besitze und ihrer Glorie erhalten bleiben wird. Hannover ist nur der Welfen wegen da, ihr Wille und Interesse ist der Staat, Constitutionen, die dem entgegenstehen, sind ohne weitres für null und nichtig zu erklären, da sie wider Vernunft und Natur sind. Hannover hat endlich eine große Zukunft, seine Beherrschung von drei der wichtigsten Ströme Deutschlands und seine langgestreckte Nordseeküste machen es nicht bloß zu dem bedeutendsten der deutschen Mittelstaaten, von denen es sich so sehr an Zukunftsgehalt unterscheidet, daß man es richtiger als Mittelreich bezeichnet, sondern es steht in vielen Dingen, namentlich in maritimer Beziehung, selbst über Preußen, und Deutschland wird das, was Hannover, also das Welfenthum, ihm zu bieten hat, seiner Zeit zu schätzen wissen.

Wie alle Irrlichter waren auch diese nicht stetig. Es waren Phantasien, keine festen Ueberzeugungen, auf denen man vornehm hätte ruhen können. Namentlich die besondre Vorsehung und die Herrschaft der Welfen bis ans Ende der Tage unterlagen, mit welchem Pathos der König sie auch bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit in seine Reden verflocht, zuweilen peinlichen Bedenken, vorzüglich als Preußen seit 1859 wieder kräftiger auftrat. Aber das phantastische Selbstgefühl überwog zuletzt doch immer die Mahnung des Verstandes, und so gerieth der König immer weiter auf Abwege von dem, was ihm sein wohlverstandnes Interesse gebot. Wer auf seine Einbildung bereitwillig einging, der war sein Mann, gleichgiltig, wie viel oder wie wenig er sonst taugte. Wer seine Ideen als durch irgend etwas bedroht darzustellen verstand, der vermochte ihn, gleichviel, ob seine Darstellung Grund hatte oder nicht, zu den unbilligsten und thörichtsten Maßregeln zu gewinnen. Dem, welchen er als Gegner seiner Ideen kennen gelernt, war er der rücksichtsloseste und nachträglichste Verfolger.

Wenn der König den ganzen Starrsinn seines Vaters geerbt hatte, so besaß er andrerseits wenig von dessen geradem Wesen, dagegen wieder die ganze Verstellungsgabe seiner Mutter. Das ging so weit, daß er — wie durfte auch ein Welfe an einer Unvollkommenheit leiden! — vor dem großen Publicum nicht als blind erscheinen wollte. Was Meding dagegen vorbringt, ist nicht stichhaltig. Der König nahm Paraden ab und lobte die Haltung der vorbeidefilirenden Truppen, er redete bei Hoffesten die einzelnen Geladenen an, als ob er sie sähe. Er inspicirte Bauernwirthschaften, ließ sich die Einrichtungen zeigen, musterte den Viehstapel und äußerte auch darüber seine Meinung wie ein Sehender. Niemand durfte ihn daran erinnern, daß ihm das Augenlicht fehlte. Wer sich dessen unterfing, gleichviel, ob bewußt oder aus Versehen, der verfiel sofort in dauernde Ungnade. Die allerunterthänigste Umgebung wußte das von verschiednen Beispielen her und richtete ihr Verhalten darnach ein.

Wie weit die Gottesfurcht und Frömmigkeit Georgs echt war, die er bei jeder Gelegenheit zur Schau trug und auch da im Munde führte, wohin sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach gewöhnlichen Begriffen nicht gehörte, bleibe dahingestellt. Doch werden schon wegen der mehr als salbungsvollen, oft pomphaften Redeweise, in der sie sich äußerte, und wegen des Umstandes, daß sich mit den gottseligen Phrasen des Königs fast immer solche von der Herrlichkeit des Welfenhauses verschlangen, Zweifel an ihrer Echtheit erlaubt sein. Hochmuth vor den Menschen verträgt sich wohl kaum mit Demuth vor Gott. „Mit heißen Gebeten für die Kirche, die Gemeinde und mein Volk," so schloß der König seinen Sermon bei der Grundsteinlegung der Christuskirche zu Hannover, „ihn innig anflehend, daß das alte Band des welfischen Herrschers mit seinen Landen in vereinigter Glaubenswärme sie bis zu jenem Tage umschlingen möge, wo wir zusammen vor unserm göttlichen Heilande erscheinen und durch sein theures Blut, welches er für uns am Kreuze vergossen, die Segnungen der Seligkeit erhalten, lege ich den Grundstein" u. s. w. Und in einer Anrede an Missionäre, die von Hermannsburg zur Seelenfischerei im Heidenlande auszogen, sprach Georg die Meinung aus, daß die Lage seines Reiches „den Willen und die Absicht Gottes bekunde, daß das welfische Haus und sein Land mit voller Kraft thätig sei, sein göttliches Wort in fremden Welttheilen auszubreiten, damit der Herr an dem Tage, wo er erscheinen werde, in allen Ländern Gläubige finde, die ihm froh entgegenkommen."

Ein weitrer Charakterzug Georgs war seine maßlose Herrschsucht, die selbst über die Grenze hinausstrebte, welche sehr nachgiebige Minister für nothwendig hielten, die hinter dem Rücken derselben allerlei Geschäfte abmachte und sich bis auf unbedeutende Details erstreckte. Bei einem vortrefflichen Gedächtniß, welches besonders für Loyalitätsbezeugungen und deren Gegentheil empfänglich war, war der König mit dieser Neigung, in allen Dingen selbst zu entscheiden, ein Schrecken der Beamten unterer Grade und ein höchst unbequemer Herr für seine obersten Räthe. Seinen Ministern Immediatbefehle zukommen zu lassen, die deren Ansichten direct widersprachen, scheint ihm förmlich Vergnügen gemacht zu haben. Die Militärfragen entschied er, namentlich in den letzten Jahren, ohne den Kriegsminister, der gegen solche Beiseitesetzung unempfindlich war, mit einem der Prinzen Solms. In das Departement des Innern griff er auf Grund von Rathschlägen Medings ein. Selbst die Justiz versuchte er zu beeinflussen.

Sehr bezeichnend für seine Auffassung der Regentenpflichten ist folgendes. 1859 hatte die Regierung der Stadt Emden Erweiterung der dortigen Schleuße und Verlegung des Fahrwassers versprochen, Maßregeln, die für ganz Ostfriesland hoch nothwendig waren. Nun aber hatten um diese Zeit Bennigsen und Genossen eine Erklärung über die deutschen Dinge abgegeben, welche Anlaß zur Entstehung des Nationalvereins, in der Hofsprache von Herrenhausen zu reden, des „Schluckervereins" wurde. Auf Befehl des hierüber äußerst erzürnten Königs schritt man sofort gegen alle ein, die sich dieser Resolution angeschlossen. Den Fabrikanten und Handwerkern unter ihnen wurden die Regierungsarbeiten entzogen, den Beamten von nationaler Richtung schnitt man das Aufrücken ab,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Advocaten dieser Farbe durften fortan nicht zu Curatoren bei Concursen gewählt werden. Trotz aller dieser Maßregeln hatte sich in Emden eine große Anzahl von Bürgern für das Programm Bennigsens erklärt, und als nun der dortige Magistrat während des Aufenthaltes des Hofes auf Norderney eine Deputation an den König schickte, um Majestät zu begrüßen, für die Verlegung des Amtsgerichtes Gretsyhl zu danken und um fernere Gewogenheit zu bitten, erhielt diese Gesandtschaft von ihm die Antwort, er habe stets für Emdens Aufblühen gesorgt, müsse aber dafür erwarten, daß man der Bennigsenschen Resolution und der darin ausgedrückten Richtung entgegentrete. „Geschieht dies nicht," so schloß der König, „so werde ich nicht mehr an das Aufblühen der Stadt durch thunlichste Hebung ihrer mercantilen und sonstigen Interessen denken können. Namentlich werde ich nicht mein Augenmerk auf die so nothwendige Verbesserung der Schleuße und die Verlegung des Fahrwassers lenken können." Das war echtester Welfengeist. War die Verbesserung nothwendig, wie Majestät selbst ausdrücklich erklärte, so mußte das Staatsoberhaupt sein Augenmerk darauf richten, wie sehr auch ein Theil der Emdener ihm mißfallen mochte. Die Kosten flossen nicht aus seiner Schatulle, sondern aus der Landeskasse. Das aber war es gerade, was Georg Rex nie begriff. Sein Ideal war der Patrimonialstaat, der Staat, der gleichsam nur ein großes Rittergut des Fürsten ist, den Gottes Gnade einer gewissen Familie in Erbpacht gegeben hat. Dieses Ideal zu verwirklichen, war das Ziel aller seiner Bestrebungen, und wären wir nicht im neunzehnten Jahrhunderte, so hätte er seine Souveränetät bis zum privatrechtlichen Eigenthume an Land und Leuten hinaufgeschraubt. Die berüchtigte Domänenausscheidung läßt darauf schließen.

König Ernst August war, wenn auch ungern, mit Preußen gegangen. Auch Georg hatte diese Richtung eingehalten, solange das Ministerium Manteuffel Preußen von seiner nationalen Aufgabe fernhielt. Mit dem Eintritt der neuen Aera und dem Entstehen des Nationalvereins änderte sich das schon beträchtlich, und als König Wilhelm Bismarck an das Steuer des Staates berief, sah man die hannoversche Politik täglich mehr in die Bahnen Oesterreichs und seiner kleinstaatlichen Verbündeten einlenken.

Mit Eifer arbeiteten die officiösen Blätter von jetzt an gegen Preußen und seine Freunde. Bekannt ist das in öffentlicher Kammersitzung gesprochene, ganz im Geiste des Königs gehaltene Wort des Ministers v. Borries, „es sei klar, daß kein größerer, und, so lange Recht gelte, auch kein kleinerer deutscher Fürst sich die Mediatisirung gefallen lassen werde. Dieselben würden vielmehr auf jede Weise ihre Souveränetät zu wahren suchen, sich miteinander gegen die Beraubung an ihren Rechten verbünden, ja sie könnten sogar durch die Noth dazu gedrängt werden, die Allianz auswärtiger Mächte zu suchen, welche sehr geneigt sein würden, auf solche Art eine Hand in den deutschen Angelegenheiten zu bekommen." Bekannt ist ferner die Theilnahme Hannovers fast an allen den ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schiedenen Manövern der Mittelstaaten, Preußen im Bunde ein Bein zu stellen und — man erinnere sich der Küstenbefestigungsfrage — seine Pläne zu Gunsten Deutschlands zu vereiteln, bekannt auch die streng großdeutsche Richtung der liberalen Minister, die dem Grafen Borries auf kurze Zeit im Amte folgten, und deren feindselige Stellung zu Preußen in Sachen des Zollvereins und des Handelsvertrages mit Frankreich, bekannt endlich die Betheiligung des Königs an dem 1863 auf dem Frankfurter Fürstentage unternommenen Versuche, Preußen in eine seiner Machtfülle unangemessene Stellung zu versetzen. Als dann mit der Entscheidung der schleswig-holsteinischen Frage der Conflict zwischen Preußens und Oesterreichs Ansprüchen vom Gebiete der Noten, Denkschriften und Zeitungsartikel auf das der Thaten hinübertrat, stand der König von Hannover der herannahenden Prüfungsstunde mit seinem ganzen Welfenwahnsinn und seiner bornirten Hartnäckigkeit, die ihn jedes wirkliche Opfer an seiner Souveränetät als Sacrilegium betrachten ließen, mit einer ersten Kammer, die ihn in seiner verblendeten Eigensucht bestärkte, und einem Ministerium gegenüber, welches von ihm lediglich in der Absicht gewählt sein konnte, sich mit Männern zu umgeben, die sich als blinde Werkzeuge des Willens ihres blinden Monarchen gebrauchen lassen würden. Umsonst, daß ihm vor Ausbruch des Krieges Gelegenheit geboten wurde, sich die Krone mit einem Opfer zu Gunsten des Gesammtvaterlandes zu retten. Umsonst, daß diese Gelegenheit noch kurz vor der Capitulation von Langensalza an ihn herantrat. Er hatte seinen welfisch-stuartischen Dünkel mit ins Exil genommen, und er blieb von ihm besessen, bis er ins Grab stieg, worauf sein Sohn mit dem übrigen stark geschmälerten Erbe auch diesen Dünkel, und zwar ungeschmälert, übernahm.

Man hat den Untergang Hannovers eine Tragödie genannt. Wir finden, daß das Drama auch komische Scenen und Personen hatte. Gewisse Leute sahen darin zuweilen wie — nun, sagen wir, wie lustige Räthe aus, z. B. der letzte Minister des Auswärtigen, Graf Platen, die incarnirte Unfähigkeit, und Herr Oskar Meding, zu dem wir uns jetzt wenden wollen.

Meding, ein geborener Königsberger und Sohn eines Präsidenten der Provinz Ostpreußen, war bis 1859 als Regierungsassessor in der preußischen Verwaltung, vorzüglich für Preßsachen angestellt, ging aber dann, indem er sich und seine Talente dort nicht genug gewürdigt und belohnt glaubte, in den hannoverischen Staatsdienst über, wo er unter Graf Borries die Leitung der officiösen Presse übernahm, wozu sich unter den hannoverschen Beamten keine Persönlichkeit fand, die dem Minister genehm gewesen wäre. Er wurde formell der Landdrostei Hannover beigeordnet, ohne jedoch wirklich bei dieser Behörde Dienste zu leisten. Seine eigentliche Aufgabe war vielmehr die Redaction der „Neuen Hannoverischen Zeitung“ und die Versorgung auswärtiger Blätter mit Artikeln, die von Borries inspirirt waren. Ohne Ueberfluß an dem, was man Gesinnung nennt, ohne irgend welche Spur von Vaterlandsliebe, fand er es leicht, den Preußen aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zuziehen und sich in den hannoverschen Wühlapparat gegen die nationale Bewegung einstellen zu lassen. Er war ein rühriger Streber, ziemlich belesen, gut zu Hause in den Verhältnissen der Zeitungswelt, auch sonst zu allerlei Dingen zu brauchen und äußerst gewandt im Intriguenspiel. Sein Eifer gegen die Politik der Regierung seiner Heimat wäre einer bessern Sache würdig gewesen. Eine Probe seiner Wirksamkeit für das Interesse des neuen, sehr reichlich zahlenden Brotherrn wird genügen, ihn und die Pläne, denen er seine Hand lieh, zu zeichnen. Wer mehr davon zu genießen wünscht, lese das Buch selbst, das mit erstaunlicher Unverfrorenheit über seine Thätigkeit gegen Preußen berichtet.

Am 5. Mai 1860 ertheilte Meding*) einem früheren Mitgliede des Berliner Preßbureaus, welches noch während seiner Anstellung im preußischen Dienste für die Borriessche Regierung gegen Bezahlung Berichte erstattete und in der Presse für dieselbe thätig war, und welches noch 1870 und weiterhin mit jenem Institute in Verbindung stand, einem Herrn v. Ch. folgende anmuthige schriftliche Instruction. „Das Rheinbundsgespenst können Sie zweckmäßig etwas lebhaft in der Presse spuken lassen, ebenso ein festgeschlossenes Anlehnen aller deutschen Mittelstaaten und undurchdringliche Front gegen den preußischen Gothaismus. Verhandlungen in dieser Richtung können Sie als angebahnt bezeichnen. Zweck der Allianz: Abwerfung jedes preußischen Antrags am Bunde. Wenn Preußen dann die Bundesbeschlüsse nicht anerkennt oder dem Bunde entgegentritt: Ausscheidung Preußens aus Deutschland nach dem umgekehrten Programme des Gothaismus, Aufnahme der außerdeutschen Staaten Oesterreichs in den Bund (selbst Kündigung des Zollvereins und österreichische Zolleinigung), so daß Preußen gedrängt wird: entweder zu einer Allianz mit Frankreich, die für immer seinen Einfluß in Deutschland vernichtet, oder zu einem Kriege mit Frankreich, in welchem keine Hand in Deutschland sich für dasselbe erhebt. Wahrscheinlich Beides successive."

Das Geschick und der Eifer, die der Ueberläufer aus dem preußischen Lager entwickelte, und die vertraute Stellung zum Minister, die er einnahm, führten ihn, während die letztere ihm die eigentlichen Beamtenkreise entfremdete, sodaß er gesellschaftlich isolirt war, sehr bald zu persönlichen Beziehungen zum Könige, die er gewandt nach Möglichkeit auszunutzen wußte, um den Einfluß seines bisherigen Protectors zu verringern und sich in das volle Vertrauen des Monarchen einzuschmeicheln, wobei ihm liebenswürdige Formen und ein klangvolles Organ gute Dienste leisteten. Die zwischen Borries als Minister des Innern und Platen-Hallermund als Minister der auswärtigen Angelegenheiten entstandene Rivalität, welche zum Schaden des öffentlichen Wohles stets zunahm und zuletzt zu offenen Feindseligkeiten ausartete, wurde damals in Hannover allgemein auf den Einfluß Medings zurückgeführt, dessen Stellung in der Nähe des Königs durch den

*) Dieß erzählt er nicht selbst, es ist aber vollkommen authentisch, wie juristisch zu beweisen wäre.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zwist zwischen den beiden leitenden Räthen der Krone nur befestigt und sonst günstiger gestaltet werden konnte. Dem Charakter des Königs entsprechend, der wie der Jehova der Juden keine anderen Götter neben sich duldete, und der, ungefähr wie sein Oheim Georg der Vierte, nur ein wenig höflicher, gegen alte hochgestellte Beamte, namentlich gegen seine jeweiligen Minister stets ein aus Eifersucht und Mißtrauen gemischtes Gefühl empfand und sie gern merken ließ, daß er und niemand anders der Herr und Gebieter sei, bequemte sich Meding, dem niemals am Scheine, sondern am Wesen der Macht und des Einflusses etwas gelegen war, fortdauernd eine dunkle und vor den Augen des Publikums wenig bedeutende Stellung einzunehmen; er sträubte sich gegen alle Rangerhöhung und suchte keine klingenden Titel, war aber dafür thatsächlich, wenn auch in der bescheidenen Gestalt eines Vorlesers und Privatsecretärs, der spiritus rector des Königs, dem er vortrefflich nach dem Munde zu reden verstand, und der bald nichts mehr ohne seinen Rath that und notorisch über die amtlichen Vorträge der Minister erst mit seinem Günstling conferirte.

Daß namentlich das letzte Ministerium, das durch seine absurde Politik den Untergang der Selbständigkeit Hannovers herbeiführte, auf Medings Vorschlag vom Könige zusammengesetzt war, wurde damals allgemein erzählt. Das Buch selbst enthält eine Menge anderer Beispiele für diese Vertrauensstellung Medings beim Könige. S. 133 räth jener zur Berufung des hannoverschen Gesandten in Wien zur Instruirung in einer wichtigen Frage. S. 171 legt ihm der König das Gutachten des Staatsraths Zimmermann über das Erbfolgerecht Hannovers in Braunschweig vor. S. 194 veranlaßt Meding die geheime Absendung eines Emissärs zur Sondirung der deutschen Königshöfe wegen des von ihm entworfenen Plans zur Bildung einer Armee zwischen der preußischen und der österreichischen; die Minister erfahren nichts davon. S. 205 empfiehlt er dem Könige mit Erfolg den Dr. Onno Klopp zur Anstellung als Archivrath und Herausgeber der Leibnizschen Werke. S. 211 regt er bei dem Könige den Gedanken an, den Prinzen Hermann Solms, abweichend von der traditionellen fürstlichen Sitte, für die Civilcarrière zu bestimmen. In den kurhessischen Wirren geht er mehrmals als eine Art außerordentlicher Gesandter zum Kurfürsten in Kassel. Sehr einflußreich zeigt sich seine Ansicht während des Katechismusstreites, wo er zum Nachgeben gegen den Widerstand des Volkes räth. S. 269 erzählt er: „Da nun der König sein eigner Ministerpräsident sein wollte und sich die Leitung des Gesammtministeriums selbst vorbehielt, so wurde mir der persönliche Vortrag bei demselben übertragen, wobei meine Stellung zu ihm, welche bisher eine rein außerdienstliche Vertrauenssache war, einen officiellen Boden erhielt. Dies war mir natürlich sehr angenehm, erregte aber auch viel Mißgunst und Neid und brachte auch viele Schwierigkeiten mit sich. Ich hatte die Pflicht, dem Könige alle Fragen, welche in der Presse auftauchten, alle Angriffe gegen die Regierung und gegen seine Person und mochten sie die heftigsten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und verletzendsten sein, vorzutragen, und er ertheilte dann wiederum seine Befehle zur Behandlung derselben. . . . Der König, welcher vollkommen erkannte, daß die Regierungspresse nur dann Nutzen stiften könne, wenn ihr Leiter vollständig in alle Fragen über die inneren Gedanken und Absichten der Regierung eingeweiht sei, befahl denn auch sehr häufig meine Gegenwart bei Conferenzen mit den einzelnen Ministern und bei Conseilsitzungen, und auch dieß erregte wohl häufig Mißfallen, zumal da auch namentlich die Oppositionspresse stets geneigt war, irgend einem geheimen Einflusse das Ausbleiben der von ihr erwarteten liberalen Maßregeln zuzuschreiben."

In der zweiten Abtheilung des Buches sehen wir diesen Einfluß fortdauern. S. 27 schlägt Meding den Privatdocenten Dr. Maxen zum Staatsrechtslehrer des Kronprinzen vor, und derselbe wird vom Könige gewählt. S. 85 befürwortet er beim Könige, daß derselbe sich mit dem Kurfürsten von Hessen und dem Großherzoge von Oldenburg in Verbindung setze und mit beiden gemeinschaftlich einen Neutralitätsvertrag mit Preußen abschließe, und der König billigt den Gedanken. S. 185 nimmt er nach der Schlacht bei Langensalza sogar an einem Kriegsrath theil, dem der König präsidirt, und darf sich in die Discussion mischen. Weiterhin ertheilt er dem Könige den Rath, sich mit der Demokratie zur Vertheidigung seines Rechtes zu verbinden und auf diese Weise Preußen ferner zu bekämpfen, und der König billigt den Plan S. 312. Mit einem Worte: Meding war während des Bestandes des Königreichs Hannover und noch in dem ersten Jahre nach dessen Beseitigung der einflußreichste Rathgeber des Königs, er richtete seine Rathschläge immer so ein, daß sie die eignen Neigungen, Anschauungen und Tendenzen Georgs wiederspiegelten, er arbeitete infolge dessen in jeder Hinsicht gegen das Interesse Preußens, und selbst wenn er vor Ausbruch des Krieges, wie er behauptet, eine Annäherung des hannoverschen Königshauses an das preußische, eine Verbindung des Prinzen Albrecht mit einer der welfischen Prinzessinnen empfahl und für Neutralität während des Kampfes stimmte, so hatte er dabei lediglich Hannovers Vortheil im Auge.

Nach der Einverleibung Hannovers in die preußische Monarchie aber berieth Meding den König nach Ansichten von der Lage der Dinge, die er im zweiten Bande S. 298 ff. auseinandersetzt. Es heißt da u. a.: „Die Stellung, welche der König einnahm, und welche wir nun mit ihm zu theilen hatten, war eine vom streng juristischen Standpunkte unanfechtbare. Es war ihm als einem von ganz Europa anerkannten Souverän der Krieg erklärt; nach dem Ausgange desselben war von dem Sieger kraft des Eroberungsrechts das Königreich Hannover in Besitz genommen, mit dem König aber war ein Frieden nicht geschlossen, und er hatte daher das persönliche Recht, den Kriegszustand fortzusetzen und mit den ihm übrig bleibenden Mitteln für das von ihm nicht aufgegebene Recht zu kämpfen. . . . Eine absolute Unmöglichkeit, das von dem Könige vorgesteckte Ziel der Wiederherstellung seiner Rechte und der Wiederherstellung seines Thrones

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu erreichen, lag nicht vor, sodaß also auch aus einer innern Widersinnigkeit der einzuschlagenden Politik ein Zurückziehen von der Pflicht, dem Könige in derselben (gegen das Vaterland!) zu dienen, nicht gefolgert werden konnte. Der Kampf um die Zukunft Deutschlands war durch den Frieden von Nikolsburg nach keiner Seite hin zu einem befriedigenden Abschlusse gebracht, und weder die föderative noch die unitarische Partei konnte durch den geschaffnen Zustand befriedigt sein. . . . In den annectirten und den dem Norddeutschen Bunde eingefügten Gebieten herrschte tiefe Unzufriedenheit mit den neuen Verhältnissen. Die Erbitterung in Süddeutschland war groß, noch tiefer und empfindlicher das Gefühl der Demüthigung, welches am österreichischen Hofe niedergekämpft werden mußte. . . . Die außerordentliche Vergrößerung Preußens hatte die europäischen Mächte in Unruhe versetzt. Die Eifersucht und die ‚patriotischen Beklemmungen' Frankreichs waren nur durch die mangelnde Vorbereitung zu militärischer Action und durch die Aussicht auf Compensation für den Augenblick zum Schweigen gebracht worden. . . . Der ganze Zustand, wie er 1866 geschaffen war, mußte daher als ein provisorischer erscheinen, und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß früher oder später sowohl von europäischer Seite als von Deutschland selbst heraus der Versuch gemacht werden würde, ihn wieder zu beseitigen." Dem gegenüber mußte, wie der Verfasser weiter ausführt, der König Georg sein Recht wahren, den Widerstand in Hannover in jeder Weise kräftigen und einheitlich organisiren und schließlich für eine militärische Action alles soweit vorbereiten, um an der Spitze einer eignen Macht in den Kampf für seine Rechte eintreten zu können.

Darnach handelte denn auch der Biedermann, dem wir das vorliegende Buch verdanken. So wünscht er sein Verhalten wenigstens betrachtet zu sehen, wenn auch unzweifelhaft andre Motive, z. B. die lucrative Seite der Sache, mehr Bedeutung für ihn gehabt haben. Er half in Hannover eine Verschwörung organisiren, die viel bösen Willen bekundete, aber nur einige mehr komische als gefährliche Demonstrationen zu Wege brachte. Vom April 1867 an lebte er meist in Paris, wo er mit dem Gelde des Königs das äußerst kostspielige und für seine Kasse sehr einträgliche, für die welfische Sache aber gänzlich nutzlose Journal Situation gründete und sich lebhaft an der Bildung der berüchtigten Welfenlegion betheiligte. Erst 1870 (nach Wörth und Sedan erst, wenn wir nicht irren) gab er das Geschäft des Wühlens und Hetzens gegen das neue Deutschland auf und machte seinen Frieden mit der preußischen Regierung, die ihm gegen Auslieferung gewisser geheimer Papiere eine beträchtliche Pension gewährte.

Er lebte darauf erst in der Schweiz, dann in Stuttgart und zuletzt in Berlin. Der Versuch, eine große Revue zu gründen, welche die neuen politischen Grundsätze predigen sollte, die er sich mit der Pension zugelegt, schlug fehl, wohl weil kein Schriftsteller von einigem Charakter unter der Redaction des in allen Sätteln

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seinem persönlichen Interesse nachreitenden schreiben wollte. Dagegen leistete er einige Zeitromane, die Glück machten, obwohl sie eher alles andre als Kunstwerke waren.

Hiermit wäre man in Betreff des Verfassers unsrer Schrift und des Hauptgegenstandes derselben soweit aufgeklärt, daß man sie mit Nutzen und ohne Schaden lesen kann. In einem folgenden Abschnitt werden wir einiges von dem neuen, das sie bringt, mittheilen.

Die Entwicklung der Feudalität
und das deutsche Kriegswesen im frühen Mittelalter.

Von Max Jähns.

(Fortsetzung.)

Mit zwingender Gewalt löste nach Karls des Großen Tode der unwiderstehliche Sondertrieb der einzelnen Nationalitäten das abendländische Kaiserthum auf. Gelang es auch noch einmal dem Arnulf, von Baiern aus, wenigstens den Gedanken des Imperiums zu retten, im wirklichen Leben fand er keine Stätte mehr; überall schießen die Volksmassen um örtliche Mittelpunkte zu kleineren Stammesgruppen zusammen. Mit dem Kaiserthum zugleich schien auch das Königthum verloren zu sein; die Zeit der Herzogthümer war aufs neue angebrochen. In Frankreich tobte der Streit zwischen den Resten der karlingischen Familie und den großen Vassallen; nicht geringer waren die Parteikämpfe in Burgund, und das ostfränkische Reich zerfiel um das Jahr 900 in fünf erbliche Herzogthümer: Franken, Schwaben, Lothringen, Baiern und Sachsen, die nur sehr lose durch den Königsnamen verbunden waren. Wenn man sich fragt, wo auf dem vom Germanenthume im 10. Jahrhundert innegehabten festländischen Boden eine Macht emporwachsen konnte, welche imstande war, sich als Kern eines selbständigen Deutschthums zu behaupten, so liegt die Vermuthung nahe, daß dies nur da geschehen konnte, wo die Bedeutung altherzoglicher Macht zusammenfloß mit der kriegerischen Kraft markgräflicher Würde und beide zugleich von eigenartigem Volksthume getragen wurden. Diese Bedingungen waren in Sachsen gegeben.

Länger als bei allen andern germanischen Stämmen haben bei dem der Sachsen Religion, Staatsverfassung, Wehrwesen und Kriegführung sich in den alterthümlichen Formen der Urzeit erhalten. Ein Theil des Volkes hatte in der